

RUNDBRIEF

FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

Nr. 1 / 2015

Brunnenthal, 10. 2. 2015

**Was immer du in deinem Leben tust, tu es, weil du es gern machst, und sei dabei
leidenschaftlich. Sei großartig, mach andere großartig!
(Sherpa Tenzing Norgay)**

Liebe Schwester, lieber Bruder,



die obigen Worte berichtete *Jamling Tenzing Norgay* in einem Interview (*O.Ö. Nachrichten 8.11.2014*) als Auftrag seines Vaters Tenzing Norgay. Wer Tenzing Norgay war, ist Dir vielleicht bekannt. Am 29. Mai 1963 standen er und der Neuseeländer Edmund Hillary als erste Menschen auf dem Gipfel des Mount Everest.

Das Interview zeigte, dass der Sohn seinen Vater verstanden hat und versucht, dessen Auftrag zu leben und umzusetzen.

Auf die Frage, warum er in die Berge gehe, sagte er: *„Weil ich es liebe, draußen zu sein, und weil es mich spüren lässt, wie klein wir in dieser Welt sind und dass wir die Natur nicht für selbstverständlich erachten sollten.“*

Dass es in allen Bereichen ganz wesentlich ist, das, was man tut, gern zu tun, brauche ich nicht näher zu erläutern, das kennst Du aus Deiner eigenen Lebenserfahrung.

Du kennst es auch von mir als einer meiner maßgeblichen Lebensquellen.

Das kannst Du – hoffentlich – auch aus jedem Rundbrief spüren. Ich war und bin gerne und mit Begeisterung Priester, Seelsorger und geistlicher Begleiter, aber nicht nur innerhalb des engen Bereichs im Kirchturmschatten, sondern als Brückenbauer nach Nah und Fern hinaus in die weite Welt, denn das Reich

Gottes ist global. Ich bin ebenso mit Freude und Begeisterung Reiseleiter, Bergsteiger, Wanderer und Schifahrer und ich rede und schreibe gerne über das, wessen das Herz voll ist an Schönem in der Natur und Kultur und an spirituellen Erfahrungen.

Die lebenslange Erfahrung dabei bestätigt mir immer wieder von neuem, dass einem umso reicher das Aufbauende, Erweiternde, Vertiefende zufließt, je mehr man sich für etwas begeistern kann.

Über die nötige Leidenschaftlichkeit habe ich erst im Rundbrief Nr. 4/2014 (vgl. Artikel „Flirten mit Gott – Warum Christsein Sinnlichkeit und Leidenschaft braucht“) ausführlich geschrieben.

Auch dazu brauche ich mich hier nicht von neuem auszubreiten.

Sei großartig, mach andere großartig!

Diese Worte seines Vaters erinnern mich sofort an jene von *Nelson Mandela*.

Den beim Fastenseminar 2006 in Brunnenthal dazu gehaltenen Vortrag kannst Du von mir auf CD haben. Da gehe ich ausführlich auf diese Ermutigung ein.

*„Wir alle sind dazu bestimmt zu leuchten!
Unsere tief greifende Angst ist es nicht, dass wir ungenügend sind.*

Unsere tief greifende Angst ist, über das Messbare hinaus kraftvoll zu sein.

Es ist unser Licht, nicht unsere Dunkelheit, das uns am meisten Angst macht.

Wir fragen uns: Wer bin ich, mich brillant, großartig, talentiert, phantastisch zu nennen? Aber wirst du dich so nennen?

Dich selbst klein zu halten, dient nicht der Welt.

Es ist nichts Erleuchtendes daran, sich so klein zu machen, dass andere um dich herum sich unsicher fühlen.

Wir sind alle dazu bestimmt zu leuchten, wie es die Kinder tun.

Wir sind geboren worden, um den Glanz Gottes in uns zu manifestieren.

Er ist nicht nur in einigen von uns, er ist in jedem Einzelnen.

Und wenn wir unser Licht erscheinen lassen, geben wir unbewusst anderen Menschen die Erlaubnis, dasselbe zu tun.

Wenn wir von unserer Angst befreit sind, befreit unsere Gegenwart automatisch andere.“

Erinnere Dich dazu an den Artikel im Rundbrief Nr. 4/2014 zur Aussage von Pfarrer Andy Lang („Wir sehnen uns nach der Freiheit, aber in Wahrheit haben wir Angst vor ihr“).

Es ist dieselbe unsinnige, behindernde, lähmende und vereitelnde Angst.

Wenn wir nicht mit ihr fertig werden, dann wird sie mit uns fertig und unendlich viel Kostbares kommt dann nicht zustande!

Die Worte des Nichtchristen Tenzing Norgay und des Christen Mandela könnten ebenso gut aus dem Mund Jesu stammen.

Sein Auftrag lautet: „Ihr seid das Licht der Welt! ... So soll euer Licht vor den Menschen leuchten!“ (Mt 5, 14.16)

Auch die Begeisterung und Leidenschaftlichkeit hat Jesus vorgelebt.

Ich denke, die leider aus einer viel zu engen Sicht heraus kirchlich vermittelte falsche Form von Demut, Bescheidenheit, Selbstverleugnung und Selbstlosigkeit hat gerade das Beste allzu oft verhindert und unabsehbaren Schaden angerichtet. Es war sicher nicht im Sinne Jesu, auch wenn es sich als sehr christlich gegeben hat. Man hat damit nicht nur den Geist ausgelöscht, statt ihn zu entfachen, sondern auch viele Entwicklungsmöglichkeiten ausgeschaltet.

Die Demut, von der Jamling Tenzing Norgay spricht, ist ganz anders. Sie speist sich aus dem Erkennen der wahren Position des Menschen in der Schöpfung, sowie aus der Ehrfurcht und Dankbarkeit.

Obwohl er kein Christ ist, steht er auch damit ganz im Geist der Bibel und im Lebensbeispiel Jesu.

Also gut, dann versuchen wir halt wieder einen neuen Anlauf in diese Richtung!

Mit Freude und Begeisterung alles anpacken, es gern und mit Leidenschaft tun, leuchten und andere zum Leuchten bringen – und dabei in wahrer Demut und Bescheidenheit aus Ehrfurcht und Dankbarkeit die uns in der Schöpfung vom Schöpfer zugedachte Stelle einnehmen und seinen Auftrag erfüllen.

Der gute Wein, der reinigende Zorn, zwei Männer im Tempel und der zerrissene Vorhang

Ist Dir das schon aufgefallen, dass der Evangelist Johannes gleich nach dem Zeugnis Johannes des Täufers über Jesus und der Berufung der ersten Jünger zwei scheinbar gar nicht zusammenpassende Episoden aus dem Leben Jesu bringt – die **Hochzeit zu Kana** (Jo 2, 1 - 12) und die **Vertreibung der Händler aus dem Tempel** (Jo 2, 13 – 22)?

Rein zufällig? Oder weil es sich chronologisch so ereignet hat? Oder wollte er damit Grundlegendes darstellen?

Wenn wir bedenken, dass es sich bei Jesus in allem und immer um das anbrechende Reich Gottes, die Gottesherrschaft, also das zum-Zug-Kommen Gottes in der Welt und die damit einsetzende grundlegende Veränderung des Menschen und der Welt dreht, geht uns vielleicht gleich ein Licht auf.

Die niederländische Jüdin und Mystikerin *Etty Hillesum* schreibt: „*In mir gibt es einen ganz tiefen Brunnen. Darin ist Gott. Manchmal ist er für mich erreichbar. Aber oft liegen Steine und*

Geröll auf dem Brunnen und dann ist Gott begraben. Dann muss er wieder ausgegraben werden.“ („Das denkende Herz – Die Tagebücher von ETTY HILLESUM 1941-1943“, Seite 52)

Diesen Brunnen der Gegenwart Gottes gibt es in jedem einzelnen Menschen, aber auch in den kleinen und großen menschlichen Gemeinschaften.

Es gab und gibt ihn in besonderer Weise in der gesamten Geschichte Israels und nach Jesus auch in den christlichen Kirchen.

Sowohl das Judentum als auch das Christentum hatte den Nichtjuden bzw. den Nichtchristen diese Gegenwart mehr oder weniger abgesprochen. Das II. Vat. Konzil hat sich dazu durchgerungen, die Gegenwart Gottes in allen Menschen, in allen Religionen wahrzunehmen und anzuerkennen.

Vieles kann im persönlichen und kollektiven Bereich als darüber lagernde Steine und Geröll angesehen werden.

Dazu gehört nicht nur eindeutig Erkennbares wie das Böse in allen Formen, bewusster Unglaube und Aberglaube, Mangel an Wertschätzung und Versessenheit auf Scheinwerte, Vernachlässigung, Desinteresse und Dummheit, Einbildung und Sturheit, sondern auch scheinbar tief Religiöses und Frommes.

Der Zugang zu Gott kann verbarrikiert sein durch die Einflüsse des kulturellen und gesellschaftlichen Umfeldes, aber ebenso durch Lehren und Praktiken einer Religion und vor allem durch eine missverstandene, ideologisierte oder instrumentalisierte Religion.

Johannes schildert also gleich am Anfang seines Evangeliums sicher nicht zufällig zwei Begebenheiten aus dem Leben Jesu, die das Bemühen Jesu aufzeigen, den Zugang zu Gott wieder frei zu bekommen – im persönlichen wie im kollektiven Bereich.

Die Hochzeit zu Kana

Die erste Begebenheit spielt sich im profanen Alltag ab, allerdings bei einer Hochzeit – und das Bild der Hochzeit bzw. das Bild von Bräutigam und Braut wurde bereits im Alten

Testament für die Beziehung Gottes zu seinem Volk und des Volkes zu Gott gebraucht.

Jesus hat dies aufgegriffen und das hochzeitliche Geschehen mehrmals auf das Reich Gottes gedeutet, also auf die Beziehung Gottes zu den Menschen und der Menschen zu Gott, um Wesentliches damit auszusagen.

Es geht bei einer Hochzeit hoch her, es muss gefeiert werden! Dabei muss man sich unbedingt vorstellen, dass es sich um eine orientalische Hochzeit handelt, bei der noch weit mehr, länger und intensiver als bei uns gefeiert wird, bei der gewöhnlich das ganze Dorf mitfeiert.

Jesus betont ausdrücklich, dass zur Hochzeit im Reich Gottes alle geladen werden, auch die Fremden, die ansonsten Ausgegrenzten, ja sogar die gottfernen Sünder und Bösewichte – und das gleich von der Straße weg! (vgl. Mt 22, 1 – 10)

Die Aussage des Gleichnisses ist eindeutig: Ausnahmslos alle sollen Zugang zu Gott bekommen, dürfen Gott direkt begegnen! Diese Sicht bedeutete wesentlich Neues im Vergleich zum in Israel Gewohnten.

Gott will für alle und mit allen (also nicht bloß mit seinem Volk Israel oder einer Schar Auserwählter) ein Fest ausrichten und mit allen feiern – und das nicht abseits vom Alltag, etwa im Tempel, sondern mitten im Alltag!

Dazu müssen die entsprechenden Voraussetzungen geschaffen werden, indem mit Vorstellungen, die den Zugang Gottes zu den Menschen und der Menschen zu Gott verammeln, aufgeräumt wird. Und das betrifft sogar solche, die in der Heiligen Schrift und in der Tradition des Auserwählten Volkes festgelegt waren.

Ganz Fromme und Gesetzestreue haben sich damals wahrscheinlich sehr darüber gewundert oder mokiert – und sie wundern und mokieren sich auch heute noch, warum sich denn Jesus nichts Gescheiteres einfallen ließ und wie er sich unterstehen konnte, mit diesem Zeichen und die etwa 600 Liter besten Weines als „Offenbarung seiner Herrlichkeit“ die Voraussetzung für ein riesiges Besäufnis zu schaffen.

Johannes betont als Wirkung des Zeichens: „und seine Jünger glaubten an ihn“. (Jo 2, 11)

Ob es sich dabei gleich um den von Jesus eigentlich angepeilten Glauben handelte, darf zwar nach den Berichten über ihr weiteres Verhalten bezweifelt werden, aber immerhin hatten sie kapiert, dass mit Jesus etwas Neues in Gang gesetzt wurde und dass Gott offensichtlich nicht ganz genau so war, wie man sich das im Volksglauben, aber auch in der offiziellen Religion und seitens ihrer amtlichen Vertreter vorstellte.

Die Vertreibung der Händler aus dem Tempel

Bald nach diesem verwunderlichen Vorgehen Jesu, das man als religiöser Mensch noch irgendwie als ein Geschehen aus Feierlaune ansehen konnte, kommt es noch dicker und vor allem für die Priesterschaft skandalöser und völlig untragbar.

Wir müssen uns zuerst wieder die konkrete Situation vorstellen.

Der Tempel galt bei den Juden als der heiligste Ort, denn dort war im innersten Bereich, dem Allerheiligsten, Jahwe gegenwärtig.

Die Gestaltung des Tempels und die Ordnung, die dort einzuhalten war, gingen nach der Schrift auf die Anordnungen Gottes selbst zurück, galten daher als unantastbar und strikt einzuhalten.

Selbstverständlich durfte kein Ungläubiger in den Tempel. Alle Heiden standen daher bereits an den Eingangstoren an und hatten von Vornherein ganz draußen zu bleiben.

Die israelitischen Frauen durften in den für sie bestimmten Vorhof, die gewöhnlichen Männer noch in einen Vorhof weiter, die Priester in den Vorhof der Priester und ins leere Allerheiligste durfte überhaupt nur der Hohepriester und auch der nur am Versöhnungstag.

Für die verschieden gebotenen Opfer brauchte man Tiere. Diese mussten angeliefert und an jene verkauft werden, die ein Opfer darzubringen hatten. Das ging nicht ohne Händler und nicht ohne Geld.

Weil aber auf den gängigen Münzen z.B. das Bild einer heidnischen Gottheit oder des Kaisers war (vgl. Mk 12, 16), der sich als Gott verehren ließ, was einem gräulichen Götzendienst entsprach, brauchte man ein eigenes Tempelgeld und damit Geldwechsler.

Dass es bei dem ganzen Betrieb nicht immer und überall gottgefällig zugeht, lässt sich leicht verstehen und die Bibel bietet so manchen „Korruptionsbericht“, etwa jenen mit den Söhnen des Hohepriesters Eli (vgl. 1 Sam 2, 12 ff). Weil der Tempel und nebenbei auch die Priesterschaft mit den diversen Unredlichkeiten ganz gut verdienten, drückte man bis hinauf zur obersten religiösen Instanz die Augen zu.

Exegeten meinen daher, dass Jesus aus diesen Gründen und auch weil man den Dienst vor Gott zu einem einträglichen Geschäft machte, so zornig wurde und gewaltsam vorging, um den Unfug abzustellen.

Ebenso wie bei der Hochzeit zu Kana, bei der es nicht bloß um die Behebung der Verlegenheit wegen des Weinmangels ging, hat es sich aber auch hier wohl um mehr gehandelt als bloß um die versuchte Wiederherstellung der gottgefälligen religiösen Ordnung im Tempel.

Hatte hier nicht gerade die Religion selbst mit ihren Aus- und Eingrenzungen, den Reinheits- und Opfervorschriften usw. den Zugang zu Gott verbarrikadiert? Hatte man damit nicht gleichzeitig das religiöse Tun zu einem Geschäftsvorgang mit Gott pervertiert?

Jesus ging es sicher in erster Linie um den ungehinderten Zugang zu Gott – ohne vor unüberwindlichen Schranken zu stehen, nur weil jemand kein Angehöriger des jüdischen Volkes war oder nur eine Frau oder nur ein gewöhnlicher Mann und kein Priester.

Das Neue in der Botschaft Jesu ist der ungehinderte Zugang zu Gott für jeden Menschen.

Allerdings zeigen manche Berichte der Evangelisten, dass Jesus in die letzte Konsequenz dieser Botschaft erst selbst hineinwachsen musste, denn ursprünglich betrachtete er sich als nur zu den verlorenen Schafen Israels gesandt (vgl. Mt 15, 24 bei der Begebenheit mit der Syrophönizierin).

Jesus wollte, dass das Haus seines Vaters ein Haus des Gebetes sei.

Das heißt nun nicht, dass man dort ständig Gebete sprechen sollte, denn Beten bedeutete für Jesus in erster Linie, dass man auf Gott hörte und ihm antwortete, also zu

ihm in einer lebendigen und innigen Beziehung stand.

Dass er nichts vom einem großen Aufwand an Gebetsworten hielt, zeigt seine Aussage in der Bergpredigt, man solle nicht wie die Heiden viele Worte machen (vgl. Mt 6, 5 – 15).

Die Hauptsache war für Jesus bei der ansonsten nicht zu seiner konsequenten Gewaltlosigkeit passenden gewalttätigen Handlung im Tempel das Bewusstmachen, dass alle Schranken und alles den freien Zugang zu Gott Verbarrikadierende zu verschwinden hat.

Zwei Männer im Tempel

Später weist z. B. das Gleichnis vom Zöllner und Pharisäer im Tempel auch darauf hin, dass dieser ungehinderte Zugang zu Gott nicht über heilige Zeremonien und gesetzkonformes Verhalten bis ins Kleinste erkaufte werden kann. Schon gar nicht ist dieser Zugang zu Gott durch eine eitle Selbstdarstellung möglich, die auf andere, die nicht der gängigen frommen Vorstellung entsprechend leben, herabschaut. Er verläuft über Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, Demut und Umkehr (vgl. Lk 18, 9 – 14).

Das Zerreißen des Vorhanges im Tempel

Zuletzt ist in Bezug auf diesen ungehinderten Zugang zu Gott im Leben Jesu ein Ereignis sehr wichtig, das man gewöhnlich gemeinsam mit den anderen außerordentlichen Geschehnissen bei der Kreuzigung (Finsternis und Erdbeben) kaum so sieht – das Zerreißen des Vorhanges im Tempel, von dem die drei synoptischen Evangelien berichten (vgl. Mt 27, 51; Mk 15, 38; Lk 23, 45).

Im *Stuttgarter Kleinen Kommentar* zum Markusevangelium ist darauf hingewiesen: *Von besonderer Bedeutung war für Markus das Zerreißen des Tempelvorhanges (V. 38) und das sich daran anschließende Bekenntnis des römischen Hauptmannes: „Wahrhaft, dieser Mensch war Gottes Sohn.“ (V. 39). Denn Aufgabe des Tempelvorhanges war es bis dahin gewesen, den Anblick der unverhüllten Majestät Gottes zu verhindern. Diese Verhüllung ist im Sterben des Gekreuzigten gefallen. Jetzt – im Blick auf den Gekreuzigten, der mit einem lauten Schrei seinen Geist*

*aushaucht (V. 37) – können wir Menschen sehen, wer **Gott** ist. Und deshalb können wir jetzt auch begreifen und bekennen, dass Jesus **Gottes Sohn** war. (Seite 210)*

Eine entscheidende Anfrage an und Aufgabe für die Kirchen und den einzelnen Christen heute

Die Bilder für den freien Zugang Gottes zum Menschen und des Menschen zu Gott nötigen zu einer wichtigen Anfrage an die Kirchen und an den einzelnen Christen und ebenso zum Ernstnehmen einer wesentlichen und entscheidenden Aufgabe.

Erinnern wir uns vorerst an die Bilder:

Das Bild vom Brunnen:

Gott muss wieder ausgegraben werden, sein Zugang zum Menschen und des Menschen zu ihm wurde und wird immer wieder in vielerlei Weise verschüttet und muss daher auch immer wieder freigelegt werden.

Das Bild von der Hochzeit:

Gottes Freude ist es, mit den Menschen zu feiern. Alle sind dazu eingeladen, auch die üblicher Weise religiös und gesellschaftlich nach wie vor Ausgegrenzten.

Das Bild vom Tempel:

Die – nicht selten sogar unter Berufung auf Gottes Willen – immer noch vorhandenen oder neu errichteten Verhinderungen und Behinderungen des Zugangs zu Gott und Gottes zum Menschen müssen weggeräumt werden.

Das Bild vom Gleichnis Pharisäer und Zöllner:

Das je eigene Verhalten der Institution Kirche und des einzelnen Christen ist genau anzusehen, ob es den wechselseitigen Zugang eröffnet oder verschließt.

Das Bild vom Zerreißen des Vorhanges im Tempel:

Durch Jesus ist Gott für jeden Menschen zugänglich geworden – und das ohne jeden sonstigen nötigen Vermittler.

Ein Blick in die Kirchengeschichte bzw. in die Geschichte des Christentums insgesamt zeigt eine zwiespältige Entwicklung: Einerseits wurde und wird vieles unternommen, um den wechselseitigen Zugang Gottes zum Menschen und des Menschen zu Gott offen zu halten, zu vertiefen und zu erweitern.

Andererseits ist man in vielem wieder zur früheren Abgrenzung und Ausgrenzung zurückgekehrt und hat im Zwischen von Gott und Mensch jede Menge Barrieren aufgehäuft. Daran hatte der Klerus in einer fragwürdigen Selbstermächtigung einen maßgeblichen Anteil.

So – vielleicht wünschst Du Dir nun eine Auflistung aller institutionellen und persönlichen positiven wie negativen Vorgänge an Eröffnen, Ausgraben, Vertiefen und Erweitern, aber auch an Erschweren, Verengen, Verriegeln, Zuschütten des wechselseitigen Zuganges.

Das tu ich bewusst nicht, sondern ermutige Dich, dies selbst zu versuchen.

Schau zuerst einmal in Dein eigenes Leben, was da alles den Zugang Gottes zu Dir und Deinen Zugang zu Gott eröffnet, erweitert und vertieft oder aber verengt, zudeckt, behindert, verschüttet, verrammelt oder mit vielleicht schönen frommen Vorhängen zuhängt? Es ist nicht von vornherein ausgemacht, dass Frömmigkeit den wechselseitigen Zugang eröffnet, vertieft und erweitert etc.

Bereits die Propheten und die Evangelisten geben ein vielfältiges Zeugnis dafür, dass sehr leicht das Gegenteil der Fall sein kann.

Dann schau, was sich diesbezüglich in beider Weise in Deinem Umfeld (Familie, Freundeskreis, Arbeitsplatz, Pfarre etc.) abspielt.

Und schließlich schau Dir an, was sich im Großen, in der Weltkirche und in den anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften getan hat und tut.

Du wirst rasch fündig werden.

Ich wünsche Dir dazu die Erleuchtung, die Ermutigung und das Aufdecken der Wahrheit durch den Heiligen Geist.

Und dann wünsche ich Dir und auch mir, dass wir uns der Herausforderung stellen, uns bei uns selbst und auch in unserem Umfeld je nach unseren Möglichkeiten an die Arbeit zu machen. Es gibt so viel zu tun!

Wäre doch etwas für die Fastenzeit, um dann Ostern als Fest der Begegnung mit dem Auferstandenen feiern zu können – oder nicht?

Die Pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute (Gaudium et spes)

Bevor ich näher auf das Werden und den Text dieser wichtigen Konstitution eingehe als Vorspann eine Wertung dieses Konzilsdokumentes: *„Die dogmatische Konstitution Lumen Gentium ist der eine tragende Pfeiler, auf dem das Konzil ruht. Der andere ist die Pastoralkonstitution Gaudium et spes über die Kirche in der Welt von heute. Dort besinnt sich die Kirche auf ihr eigenes Wesen und ihre Sendung, hier öffnet sie sich zur Welt und beginnt das Gespräch mit den Menschen. Nicht nur mit den Christen unter ihnen, sondern mit allen, die guten Willens sind. Sie spricht zu diesen Menschen nicht von sich, sondern von ihnen selbst, von ihrer Würde, ihren Hoffnungen und ihren Bedrängnissen, ihrer Liebe, ihren Familien, ihrer Arbeit, ihrer Kultur, ihrem wirtschaftlichen, sozialen und politischen Leben. Und sie spricht mit ihnen, d.h. sie verkündet nicht autoritär, was wahr und falsch, was zu tun und zu lassen ist, sondern sie tritt in den Dialog ein über Fragen,*

von denen sie selbst sagt, sie seien zuweilen so schwer, dass auch die Bischöfe keine konkrete Lösung in Bereitschaft haben könnten und das letzte Urteil dem wohlgebildeten Einzelgewissen überlassen werden müsse.“ (Heinz Linnerz, Das Konzil hat gesprochen, Seite 183)

Ich denke, es wird Dir, auch wenn Du als nach dem Konzil Aufgewachsener die Selbstsicht und das Auftreten der Kirche vor dem Konzil nicht kennst oder sie Dir als Älterem bereits aus dem Gedächtnis entschwunden sind, bei aufmerksamen Lesen sofort bewusst, wie neu und anders das alles ist!

Kein Wunder, dass sehr Traditionsbewusste sich fragten, ob dies überhaupt noch die gewohnte katholische Kirche sei. Kein Wunder dass diese Einsichten und Formulierungen nicht von Anfang an da waren.

Linnerz stellt richtig fest: *„Das Konzil stand bei der Behandlung des Verhältnisses von Kirche und heutiger Welt vor einer völlig neuartigen*

Aufgabe. Nichts charakterisiert das deutlicher als die Tatsache, dass das Thema erst aus der Konzilsarbeit selbst erwuchs, während man es ursprünglich gar nicht vorgesehen hatte und infolgedessen auch keine Vorarbeiten da waren. Die entscheidenden Anstöße kamen von Papst Johannes.“ (Seite 183f)

Auf diesem Hintergrund wird Dir wohl auch die folgende Aussage klar. Sie stammt nicht, wie man gleich vermuten würde, von Hans Küng, sonst einem Kirchenkritiker, Sprecher von Protest- und Reformgruppen unserer Tage, gar einer feministischen theologischen Emanze oder dergleichen, sondern von *Papst Franziskus*. Prof. Dr. Franz Gruber hat sie beim Diözesanen Forum am 22.11.2014 in Puchberg zitiert: „... heute, 50 Jahre danach, müssen wir uns fragen: Haben wir da all das getan, was uns der Heilige Geist im Konzil gesagt hat? In der Kontinuität und im Wachstum der Kirche, ist da das Konzil spürbar gewesen? Nein, im Gegenteil: Wir feiern dieses Jubiläum und es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört. Wir wollen uns nicht verändern und es gibt sogar Stimmen, die gar nicht vorwärts wollen, sondern zurück: Das ist dickköpfig, das ist der Versuch, den Heiligen Geist zu zähmen.“ (Predigt bei der gewohnten Morgenmesse im Gästehaus Santa Marta am 16.4.2013, nachzulesen im Buch „Papst Franziskus, Predigten aus den Morgenmessen in Santa Marta“).

Na ja, genau das, dass nicht wenige gar nicht vorwärts, sondern zurück oder wenigstens auf der damals gegebenen Position verharren und dickköpfig den Heiligen Geist zähmen wollten, war die Ausgangslage auch dieses Konziltextes, denn so hatte man das Verhältnis von Kirche und Welt bisher nicht gesehen und es hatte dementsprechend auch kein derartiges Lehren und Handeln gegeben.

Es ging bei diesem Dokument um die grundlegende Zielsetzung des Konzils überhaupt, die Papst Johannes XXIII. so am Herzen lag: Die innere Einheit der Kirche als Mittel und Kraftquelle in der Öffnung der Kirche zur modernen Welt hin.

Johannes XXIII. selbst war ein im eindeutig konservativen Milieu beheimateter und konservativ denkender Mensch, hatte aber in seinen Aufgaben unter Orthodoxen und Muslimen in der katholischen Diaspora und im laizistischen Frankreich gelernt, die Zeichen der Zeit wahrzunehmen, und war überzeugt, dass die Kirche unbedingt eines Aggiornamentos, einer Verheutigung bedurfte. Nicht zufällig betonte er dies gleich in seiner Eröffnungsansprache zum Konzil am 11.10.1962 und ermutigte ausdrücklich dazu. Er stellte sich dieses Aggiornamento zwar weitgehend anders vor, als es dann schließlich vom Konzil in Bewegung gesetzt und beschlossen wurde, aber er legte auf den Heiligen Geist vertrauend dessen Wirken und den Erkenntnissen und Entscheidungen der Konzilsväter keine Fesseln an.

Erhard Lesacher fasst dies in seiner Hinführung zum Konzilstext von Gaudium et spes sehr gut zusammen: Ein Dokument über das Verhältnis zwischen Kirche und Welt war ursprünglich nicht geplant. Es geht auf thematische Akzentsetzung und den ausdrücklichen Wunsch Johannes XXIII. zurück und ist zugleich Frucht der Dynamik des Konzils selbst. In Gaudium et spes hat die katholische Kirche die Öffnung zur Moderne vollzogen.“ (Lesebuch Konzil, Seite 211)

Verständlicherweise stießen die Anliegen Johannes XXIII. auf den Widerstand der beharrenden kirchlichen Kräfte, die anderer Ansicht waren und daher von Anfang an in Opposition zum Papst und seinen Vorstellungen traten. Ich habe darauf bereits bei den einleitenden Überlegungen zum Konzil und später zum Dekret über den Ökumenismus (Unitatis Redintegratio) usw. hingewiesen.

Impulse in die von Johannes XXIII. beabsichtigte Richtung kamen vor allem aus Frankreich – „dem ‚katholischen‘ Land, in dem die Kirche schon damals wohl dem selbstbewusstesten und selbstverständlichsten Neuheidentum gegenüberstand“ (Pesch, Seite 312), und aus Lateinamerika.

Aber: „Andererseits war es, als das Konzil selbst nicht zu verhindern war, erklärte Ansicht der

konservativen Konzilsväter, eine Öffnung auf die Welt hin zu verhindern und es auf rein innerkirchliche Themen zu beschränken, die man, wie die vorbereiteten Schemata zeigten, ‚gefahrlos‘ in Griff zu haben glaubte. Mit anderen Worten: Trotz aller guten Anregungen in der Diskussion nach der Konzilsankündigung und trotz aller regionalkirchlichen Erfahrungen mit der Intention des Papstes schien die Gefahr des passiven Widerstandes gegen das Konzil sich gerade dadurch zu konkretisieren, dass man dessen Zielvorgabe, wie der Papst sie verstand, neutralisierte. Wäre es geglückt, das Konzil hätte nicht lächerlicher dastehen können, es wäre eine der größten (und teuersten!) Absurditäten der Kirchengeschichte geworden – eine gigantische Überflüssigkeit, deren mageren Sachgehalt die Kurie und der Papst allein hätten ins Werk setzen können.“ (Pesch, Seite 312)

Nach dieser treffenden Charakteristik von Otto Hermann Pesch eine interessante Beobachtung zum einstigen Konzilsberater Joseph Ratzinger, dem späteren langjährigen Präfekten der Glaubenskongregation und zuletzt Papst Benedikt XVI.: „Er war schon als Konzilsberater gegen die Konzilslehre, die Kirche müsse die Zeichen der Zeit erforschen, um ihren eigenen Glauben im Licht des Evangeliums zu fassen. Das behielt er stets bei. Auch als Papst hat er *Gaudium et spes*, wo das Konzil diese Lehre festlegt, lehrmäßig nicht verwendet.“ (Hans Joachim Sander, Prof. für Dogmatik an der Universität Salzburg in „Die Furche“ vom 27.11.2014)

Bestärkt wurde er in seiner Sicht sicher durch die Ereignisse 1968 in Tübingen. Was blüht der Kirche, wenn sie sich der Welt öffnet? Vielleicht befürchtete er dasselbe, wie es Papst Paul VI. nach dem Konzil aussprach: „Der Rauch Satans ist in die Kirche eingedrungen!“

Natürlich, wenn man die Fenster der Kirche öffnet, wie es sich Johannes XXIII. wünschte, wird nicht nur reine Luft in sie einströmen und es wird in ihr nicht mehr nur nach Weihrauch duften.

Nun wünscht sich Papst Franziskus, dass die Hirten den Geruch der Schafe annehmen

müssten, die aber sicher auch nicht nur nach frischem Heu duften...

Es ist daher verständlich, dass es von Anfang an eine heftige Gegenwehr gegen die Idee Johannes XXIII. von einer Öffnung der Kirche der Welt gegenüber gab. Dass sich – Konzilsbeschlüsse hin oder her – nicht wenige nach dem Konzil der Nostalgie verschieben und die Fenster zur Welt wieder schließen wollten, ist auch nicht verwunderlich.

Auf dem Gebiet der Liturgie wird dies bei Joseph Ratzinger / Benedikt XVI. deutlich sichtbar.

Fotos etwa in der Monatszeitschrift der Petrusbruderschaft zeigten ihn glücklich und sich wohl fühlend im Prunkornat bei der Zelebration im vorkonziliaren (tridentinischen) Ritus.

In derselben oben angeführten Nummer der „Furche“ schrieb Otto Friedrich: „Bereits Ende Oktober hatte Benedikt XVI. mit einem Grußwort aufhorchen lassen, das er zu einer Eucharistiefeier im vorkonziliaren Ritus, die im Petersdom stattfand, verfasst hatte. Er schrieb darin, er sei „sehr glücklich darüber, dass der *Usus antiquus* (= der alte tridentinische Ritus) jetzt im vollen Frieden der Kirche lebt, auch unter den Jungen, unterstützt und zelebriert von großen Kardinälen...“. Der große Kardinal, der da zelebrierte, war just Raymond Burke, der vor und auf der Familiensynode am lautesten die „wahre Lehre“ verteidigt hatte, und der nun von Papst Franziskus als Leiter des obersten kirchlichen Gerichtshofes abgelöst wurde.“

Ich denke, dass Du mich – hoffentlich – verstehst, wenn ich mich bemühe, immer das Vorher, den Werdegang von Menschen, ihren Einstellungen und Absichten etc., sowie ihren Einfluss darzustellen.

Wenn man darum weiß, wird einem vieles klarer und man kann auch leichter abschätzen, in welche Richtung sie weiterarbeiten und Einfluss zu gewinnen suchen.

Nun aber zurück zu den Vorbereitungen zu *Gaudium et spes*, der wichtigen pastoralen Konstitution über die Kirche in der Welt von heute.

Ein kurzer Blick in die lange Textgeschichte des längsten Konzilstextes

Wie bereits betont gab es zu diesem Thema kein eigenes Schema unter den 69 von der Vorbereitungskommission erstellten.

Es gab nur zu Teilgebieten zwei Arbeiten der Theologischen Unterkommission und der Unterkommission zum Laienapostolat.

Es ergaben sich bereits im Vorfeld viele Fragen – z.B.:

* Soll der Text von der Theologie ausgehen oder vom Alltag der Menschen?

* Wie kann die Kirche vom Evangelium her verbindliche Aussagen zu den sich ständig wandelnden und weiter entwickelnden Gegebenheiten der Welt machen?

* Was ist die richtige Sprache für das Thema? Wie müsste eine solche innerhalb der Christenheit und darüber hinaus zu den Nicht-Christen sein, um von allen verstanden zu werden?

* Wie kann man den so unterschiedlichen Situationen der Kirche und der Menschen in den verschiedenen Kulturen gerecht werden?

* Am schwierigsten: Welchen Verbindlichkeitsanspruch kann der Text erheben? Welche Autorität kommt ihm damit zu?

Im Schlussdokument wird ehrlich darauf hingewiesen: *„Mit Rücksicht auf die unabsehbare Differenzierung der Verhältnisse und der Kulturen in der Welt hat diese konziliare Erklärung in vielen Zeilen mit Bedacht einen ganz allgemeinen Charakter; ja, obwohl sie eine Lehre vorträgt, die in der Kirche schon anerkannt ist, wird sie noch zu vervollkommen und zu ergänzen sein, da oft von Dingen die Rede ist, die einer ständigen Entwicklung unterworfen sind. Wir sind aber von der festen Zuversicht erfüllt, dass vieles von dem, was wir, gestützt auf Gottes Wort und den Geist des Evangeliums, vorgetragen haben, allen eine gute Hilfe sein kann, zumal es von den Gläubigen unter der Leitung ihrer Hirten an die Situation und Denkweise der einzelnen Völker angepasst sein wird.“* (Art. 91)

„Aber bis es zu diesen, aus dem Abstand so selbstverständlich wirkenden und sympathischen Klarstellungen kam, erlebte der Text eine Geschichte, deren Wirrsale alles

überbieten, was bei anderen Texten zu verzeichnen war.“ (Pesch, Seite 317)

Die Voraussetzungen für ein zukunftsorientiertes, neue Sichtweisen und Zielsetzungen eröffnendes Dokument waren mehrfach schlecht.

Das Konzil musste, wenn überhaupt ein sinnvolles Dokument zustande kommen sollte, Neuland betreten und dazu war es unerlässlich, sich von Festgeschriebenem, für endgültig Gehaltenem und Gewohntem zu verabschieden.

Vor allem zwei Fehlentwicklungen der Kirche machten sich da gleich bemerkbar: Die hierarchische Enge und Klerikalisierung und die einen Dialog von Vornherein verweigernde negative offizielle Einstellung der Welt gegenüber.

*Kirchenrechtlich und der Tradition gemäß war das Konzil eine geschlossene Versammlung der Bischöfe. Auch Theologen waren nur Berater.

An der Vorbereitung des Konzils konnten sich außer den Bischöfen ausschließlich nur noch Ordensobere, Mitglieder der römischen Kurie und Vertreter der katholischen Universitäten beteiligen. Laien spielten bei der Vorbereitung keine Rolle.

Aber: *„Wie kann man die ‚Welt‘ als vollgültige Partnerin des Dialogs anerkennen und sie gleichzeitig nicht - als Dialogpartnerin – repräsentativ zum Konzil laden?“* (Pesch, Seite 318)

Es hätte eine große Zahl von Laienorganisationen und kompetenten Laien gegeben, aber all diese wurden konsequent ignoriert.

Dazu noch ein eigenartiges Aber: *„Schon am 23. Jänner 1962 ließ Johannes XXIII. – der so merkwürdig kirchenrechtlich-restriktiv reagieren konnte, wenn es ums Eingemachte ging, das heißt an das, von dem er fraglos meinte, so müsse so sein – verlauten: Alle Arbeiten und Studien zu Fragen des Konzils, die von Priestern und Laien geleistet wurden – also: von Nicht-Konzilsvätern, Theologen nicht aus-*

genommen–, sind rein privaten Charakters.“ (Pesch, Seite 318)

Das erscheint nur auf den ersten Blick und dem späteren Bild von Johannes XXIII. verwunderlich.

Es ist aber zu beachten, worauf ich bereits mehrmals hingewiesen habe: Giovanni Roncalli war von einer sehr konservativen Umgebung geformt worden, er war selbst ein an sich sehr konservativ denkender Mensch, der nicht wenige Strukturen der Kirche als mehr oder weniger endgültig erachtete. Wenn man dies bedenkt, merkt man erst, wie sehr er selbst eine Wandlung durchmachte und welcher großen Sprung nach vorne letztlich das Konzil schaffte.

Erst am 24. April 1964 (!) erhielten durch Papst Paul VI. Laien in beratender Weise Zugang zur weiteren Bearbeitung des Dokumentes – allerdings nicht unangefochten. Ihrem Engagement ist vieles zu danken.

*Wie mit einer Welt in Dialog treten, die offiziell von der Kirche als deren Feindbild betrachtet wurde?

„Als die Bischöfe mit der Debatte begannen, waren fast genau hundert Jahre seit der Verkündigung des Syllabus vergangen, mit dem Pius IX. im Jahr 1864 nicht nur 80 ‚Zeitirrtümer‘ verurteilt, sondern dem Fortschritt insgesamt den Kampf angesagt hatte.“ (Linnerz, Seite 186)

Wie konnte man aus dieser kämpferischen Frontstellung gegen die moderne Welt nun zu einer um 180° entgegengesetzten Sichtweise finden und die moderne Welt als Partnerin verstehen und akzeptieren?

Die sich aus einer so tiefgreifenden Wende ergebenden Probleme schienen zeitweilig unüberwindlich. *„So kam es, dass sich beim Konzil sonst als progressiv bekannte Theologen mit den Traditionalisten in der Ablehnung des Vorhabens einig waren. Und bis zuletzt zögerten selbst Konzilsväter, ob sie den fertigen Text als Konstitution oder als eine Art Konzils-Hirtenbrief veröffentlichen sollten.“ (Linnerz, Seite 186)*

Zwei weitere Schwierigkeiten ergaben sich aus der Sprache, sowie der Methode und Form der Darlegung.

*Mit dem kirchenamtlichen Latein ließen sich die komplizierte moderne Welt und deren konkrete neuen Lebensumstände nur annähernd erfassen und beschreiben. Dieses Problem war nur zu lösen, indem man von der starren Praxis abwich und auch eine lebendige Sprache zuließ.

„Man entschied sich – neben Latein – für Französisch als Originalsprache des Textes.“ (Linnerz, Seite 186)

Heinz Linnerz macht dazu einen interessanten Vermerk: *„Die den Bischöfen im Juni 1965 zugeschickte lateinische Textfassung war erstmals von einem französischen Text begleitet, der weniger eine Übersetzung als vielmehr der eigentliche Originaltext war, so wie auch die Arbeiten der redaktionellen Kommission oft in französischer Sprache vonstattengingen... (Linnerz, Seite 186f)*

*Also wenigstens eine der Welt als Angesprochene verständlichere Sprache. Aber auch in einer lebendigen modernen Sprache wird ein theologisches Fachchinesisch von der Welt nicht verstanden.

Die mit der Vorbereitung des Textes Befassten und auch die Konzilsväter waren von den anstehenden Fragen und zu gebenden Antworten der Kirche schlichtweg überfordert. Inwieweit durfte sich das Konzil dafür als zuständig ansehen? Welche Sicht der modernen Welt sollte in den Text einfließen? Durfte sich das Konzil überhaupt auf ins Detail gehende Darlegungen weltlicher Dinge einlassen?

Wie weit durfte man dem modernen Denken entgegenkommen ohne sich der Welt zu sehr anzugleichen, theologische Grundsätze preiszugeben oder missverstanden zu werden?

Wegweisend war der anderweitig bereits erwähnte Hirtenbrief von Kardinal Suenens, in dem er vorschlug, die Lehre über die Kirche aus zwei Blickwinkeln zu betrachten: ad intra (nach innen) über das Wesen der Kirche als mystischer Leib Christi und ad extra (nach außen) zu ihrer Sendung der Verkündigung des Evangeliums an alle Völker.

Auch die Initiative von Kardinal Montini habe ich bereits erwähnt.

Papst Johannes XXIII. betonte in seiner Ansprache am 11.9.1962 die Anregung einer

„Vitalität der Kirche nach innen“ und einer „Vitalität der Kirche nach außen“.

„Noch eine andere Initiative ist zu erwähnen: Helder Camara, damals noch Weihbischof in Rio de Janeiro, nahm in Rom jede Gelegenheit wahr, mit Besuchern über die damals schon dramatischen, im öffentlichen kirchlichen Bewusstsein sich erst zögernd abzeichnenden Problemen der Dritten Welt zu sprechen.“ (Pesch, Seite 319)

Er begnügte sich aber nicht mit bloßen Wortmeldungen. „Als Sekretär der latein-amerikanischen Bischofskonferenz nahm Camara Kontakt zu den Sekretären der anderen Bischofskonferenzen auf und knüpfte auch eine Verbindung zu Kardinal Suenens. Am 1. Dezember 1962 brachte er eine Zusammenkunft von 50 Bischöfen aus verschiedenen Kontinenten im belgischen Kolleg in Rom zusammen. Hier wurde der Schlachtplan geschmiedet.

Drei Tage später also stand Kardinal Suenens am Pult in der Konzilsaula und trug, wie mit dem Papst abgesprochen, seine Grundidee vor: Alle Texte sollten um die beiden Pole *ad intra* – *ad extra* gruppiert werden. Das fand den Beifall der Väter.“ (Pesch, Seite 320)

In Dankbarkeit erinnere ich mich an die persönlichen Begegnungen mit diesen beiden leuchtenden und dabei so schlichten und bescheidenen Gestalten der Kirche Kardinal Suenens 1984 in Wien und mit Helder Camara 1990 in Rom.

Als Titel habe ich über dieses Kapitel geschrieben: Ein kurzer Blick...

Vielleicht mag er Dir nun – mit den noch folgenden Betrachtungen – eher als lang erscheinen.

Dabei kann ich Dir aber versichern, dass der Werdegang von *Gaudium et spes* von der ersten Idee am Konzilsbeginn bis zur Beschlussfassung am Konzilsende einen kaum zu entwirrenden Knäuel von Für und Wider umfasst. Es ging schließlich um eine ganz neue Sicht von Kirche und Welt und ihrem Verhältnis zueinander.

Erhard Lesacher schreibt im *Lesebuch Konzil*: „Bis zum endgültigen Dokument gab es sieben verschiedene Textfassungen. Die meisten davon kamen gar nicht in die Konzilsaula...

Noch in der letzten Sitzungsperiode wurde der Text sehr kontrovers diskutiert... (Seite 212f)

Darum führe ich einige weitere wichtige Entwicklungsschritte an, wie Otto Hermann Pesch sie im Standardwerk „Das Zweite Vatikanische Konzil“ ausführt.

13 – Glücks- oder Unglückszahl?

Bei der Sichtung und Reduzierung der ursprünglich 69 Schemata wurde das „Schema ohne Namen“ auf den 17., den letzten Platz gereiht. Durch die Neuordnung der Entwürfe im Juli 1964 bekam es die Nummer 13 – und alsbald gab es dazu Witze, ob das Schema nun zu einem Glück oder Unglück für die Kirche werde, denn in Italien ist 13 eine Glückszahl, in Deutschland eine Unglückszahl.

Viele Köche verderben nicht den Brei

Durch die Neuordnung der Konzilsarbeit 1964 durfte / musste sich eine ganze Reihe von Kommissionen zuständig fühlen.

* Die Koordinierungskommission (Planung der Debatten).

* Die Gemischte Kommission (es gab zum Ende der ersten Tagungsperiode keine Gelegenheit mehr zur Wahl von Mitgliedern für eine eigene Kommission, daher bildete man auf den Rat von Kardinal Suenens hin aus der Theologischen Kommission und aus der Kommission für das Laienapostolat die Gemischte Kommission).

* Die Zentrale Unterkommission (von der Gemischten Kommission zur Endredaktion des Textes eingesetzt).

* Zwei Unter-Kommissionen (eine der Theologischen Kommission und eine für die „Zeichen der Zeit“).

* Redaktionskomitees und Kleinstgruppen für einzelne Abschnitte

Die Hauptarbeit wurde im Geist der vorkonziliaren Theologie geleistet, was sich als durchaus kreativ erwies, weil sich dadurch auch die Gegenpositionen klar einbringen konnten.

Klugerweise hatte man die schärfsten Kritiker nicht ausgegrenzt, sondern zur Mitarbeit eingeladen.

Man stand dauernd unter Zeitdruck. Für Stress war darum laufend gesorgt.

„Die Arbeit war vor allem in der Schlussphase oft Nacharbeit. Was frühmorgens in der Vatikanischen Druckerei abgeliefert werden musste, wurde nicht selten erst nachts um 2:30 Uhr fertig!“ (Pesch, Seite 322)

Die einzelnen Textvorlagen entstanden auch außerhalb Roms (im belgischen Mecheln, in Zürich, in Ariccia in den Albanerbergen südlich von Rom)

Problemknotenpunkte

Wir müssen uns immer vor Augen halten, dass das Konzil bei keinem Dokument bei Stunde Null beginnen und ganz Neues schaffen konnte. Vor dem Konzil liegen 1900 Jahre Kirchengeschichte mit unzähligen Festlegungen in Lehre und Praxis.

Aber es liegen in Bezug auf die Kirche auch 1900 Jahre Entwicklung der weltlichen Geschichte vor dem Konzil.

Kirche und Welt haben sich nicht auf gleicher Ebene entwickelt. Es gab jede Menge an fragwürdigem Miteinander und Gegeneinander, an Konfliktsituation und Brüchen.

Es gab die Differenz zwischen dogmatischen Aussagen und nicht aufgebbaren kirchlichen Grundsätzen und der Notwendigkeit, die Sendung der Kirche unter sich verändernden Bedingungen in der Welt und für die Welt zu verwirklichen.

Besonders in Frankreich hatte man dazu verschiedene Versuche gestartet, um die Welt mit dem Evangelium und dem kirchlichen Leben zu durchdringen – z.B. die Arbeiterpriester, die Action catholique, den Dialog mit dem Marxismus und der Naturwissenschaft.

Rom sah alle diese Versuche mit Argwohn und verbot das Experiment der Arbeiterpriester. Roncalli war damals Nuntius in Paris und musste hilflos dem Vorgehen Roms zusehen, erlaubte die Arbeiterpriester aber dann wieder als Papst.

Wir dürfen die einseitigen Festlegungen der Kirche durch den berühmten Syllabus Papst Pius IX. und ebenso durch den Syllabus Papst Pius X. und seinen Antimodernisteneid nicht übersehen.

Beide Päpste entschieden sich für einen Konfrontationskurs mit der modernen Welt.

Das Konzil konnte sich nicht einfach über diese Entscheidungen hinwegsetzen, konnte sie aber auch nicht kritiklos fortschreiben.

Es durfte sich weder einem sich dem Zeitgeist anbietenden Fortschrittsoptimismus noch dem alten Misstrauen und der Angst und der Abschottung gegenüber der modernen Welt ergeben.

Aber wie diese Spannungen überbrücken?

Eine weitere Frage betraf den Inhalt des Dokumentes im Einzelnen. Welche Fragen sollten konkret aufgegriffen werden? *„Im Endergebnis blieb es im Wesentlichen bei den Punkten, die Johannes XXIII. in der Eröffnungsansprache genannt hatte und die auf Kardinal Suenens zurückgingen.“ (Pesch Seite 326)*

Besonders wichtig war die Frage nach dem geeigneten Stil. Wenn man von der „Welt“, also von jenen, die als Nichtchristen noch nie Darlegungen in der katholisch-kirchlichen Insidersprache kennen gelernt hatten, oder jenen, die sie im neuheidnischen Europa nicht mehr kannten, verstanden werden wollte, musste man die Inhalte entsprechend formulieren.

Erstmals hat sich die offizielle Kirche nicht mehr als alles wissende und dirigierende Oberlehrerin für die Welt aufgespielt, sondern sich zurückgenommen.

„Wenn man sich zurücknimmt, dann wird ganz von selbst der Stil bescheidener, ‚demütiger‘, fragender und weniger pathetisch werden.“ (Pesch, Seite 327)

Ein großes Vorbild für eine verständliche Sprache lieferte 1963 Papst Johannes XXIII. mit seiner Enzyklika „Pacem in terris“, die sein Vermächtnis vor seinem Tod darstellt.

„Bis in den Stil hinein zeigt sich also, wie es Johannes gelungen ist, seine Gegner auf dem Konzil buchstäblich auszutricksen: mit der einmaligen Mischung aus konservativem Vertrauen auf die Effizienz seines Amtes, Gesprächsoffenheit und italienischer Schlitzohrigkeit, die ihm eigen war. Er konnte sich ausrechnen, dass mit dieser Enzyklika im Rücken die Mehrheit auf dem Konzil die Minderheit mit dem Hinweis auf die Autorität

des Papstes überrunden konnte... Es war freilich auch außerordentlich erleichternd, dass auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen der Nachfolger Paul VI. noch einmal mit einer Enzyklika, mit Ecclesiam suam indirekt eingriff. Dass auch der neue Papst hinter der Pastoralkonstitution stand, machte den Widerstand aussichtslos.“ (Pesch, Seite 327f)

Ein kurzer Blick in die unvorstellbare Arbeitsfülle und deren Bewältigung bis zur letzten Stunde des Konzils.

Dass sich ein so umfangreiches, vielschichtiges und kontroverses Unternehmen nicht auf gemütliche Weise zum Ziel führen lässt, ist wohl jedem von Anfang an klar. Wenn man sich aber näher anschaut, was sich dabei getan hat, muss man zu Recht staunen, wie man das alles in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit schaffen konnte.

In Kurzübersicht die Zusammenstellung von Otto Hermann Pesch (Seite 330 – 332):

Seit Konzilsbeginn eine Vielzahl von Verhandlungen, sowie Veränderungen in den Vorstellungen, was überhaupt alles und wie es in der Konstitution ausgesagt werden soll, und die Erarbeitung mehrerer Textvorlagen.

21.9. – 8.10.1965: General- und Einzeldebatte über Text 5 – Ergebnis: Anmerkungen und Änderungswünsche mit 500 Seiten in einfachem Zeilenabstand!

Es war eine weise Entscheidung, die schärfsten Kritiker zur Mitarbeit einzuladen.

Zur Bearbeitung wurden alle genannten Punkte von 12 Personen und ehrenamtlichen Helfern in Tag- und Nachtarbeit sortiert, auf 3.000 (!) Zettel erfasst und den Präsidenten der 10 Unterkommissionen übergeben.

Bereits am 17.10. waren 6 Unterkommissionen mit der Einarbeitung fertig, die restlichen 4 am 20.10.

20. – 30.10.: Die Vollversammlung der Gemischten Kommission berät in 15 Sitzungen den Text und macht wieder Verbesserungsvorschläge, die rasch in den bereits für die Vatikanische Druckerei fertigen Text noch eingearbeitet werden mussten.

12./13.11.: Der fertige Text (151 Seiten) wird den Konzilsvätern übergeben, die ihn nun in nicht einmal 2 Tagen durcharbeiten mussten. Es waren also auch sie zur Nachtarbeit gezwungen.

Bitte zu bedenken, was es heißt, neben allen anderen Verpflichtungen 151 Seiten Text nicht bloß zu überfliegen, sondern aufmerksam durchzuarbeiten und sich dazu noch die nötigen Verbesserungsvorschläge zu überlegen und zu notieren!

15.11.: Beginn der Debatte und der Abstimmungen. Das Schema wurde neuerlich zerpfückt, kam aber immer mit der nötigen Zahl der Zustimmenden durch – allerdings mit neuerlich 20.000 (!!) Änderungsvorschlägen. Davon waren zwar viele gleichlautend. Aber sie mussten alle durchgesehen und eingearbeitet werden und ergaben 2 Bände mit 256 bzw. 155 Seiten!

3. – 6.12.: Abstimmung über die Einarbeitungsvorschläge.

Gleich darauf Abstimmung über den überarbeiteten Text (den längsten des Konzils) in der 168. Generalkongregation (der letzten des Konzils – 2111 Ja, 251 Nein, 11 ungültige Stimmen)

7.12.: Tags darauf die 9. öffentliche feierliche Sitzung mit Schlussabstimmung (2309 Ja, 75 Nein, 7 ungültige Stimmen).

8.12.: Feierlicher Abschluss des II. Vatikanischen Konzils

Der Aufbau der Konstitution Gaudium et spes

Diese Konstitution ist – wie schon angeführt - der ausführlichste Text des Konzils.

Die Konzilsväter vollzogen damit eine mehrfache Abkehr und Umkehr der Kirche.

„Als Konzilskonstitution ist *Gaudium et spes* konstitutiv (=begründend) für das Selbstverständnis und den Selbstvollzug der Kirche. Das Konzil hat ein neues Verständnis von „Pastoral“ (=Seelsorge): Es ist nicht mehr einfach die Anwendung der allgemeinen Doktrin auf die besondere Situation. Vielmehr soll die Doktrin selbst pastoral ausgerichtet sein. Dies fordert Johannes XXIII. in seiner Konzilseröffnungsrede, wenn er von einem „Lehramt von vorrangig pastoralem Charakter“ spricht. Das bedeutet, die Lehre der Kirche muss im Blick auf Sprache, Denken, Kultur usw. jeweils neu formuliert werden. Nach Auffassung des Konzils ist Tradition nichts Starres, Unveränderliches, im Gegenteil: Die Identität der Lehre gibt es nur im Wandel.“ (Lesebuch Konzil, Seite 214f)

Wenn Du diese Sätze liest, wird Dir vielleicht sofort bewusst, welch großen Schritt in eine ganz neue Richtung dies bedeutet, – und auch, warum sich gewisse Kreise vehement dagegen wehrten und heute noch vom Irrweg des Konzils überzeugt sind. Sie sehen im Konzil einen Unfall der Geschichte.

Schließlich verbanden die Konzilsväter die Aussagen in *Gaudium et spes* mit derselben Verbindlichkeit wie jene in den dogmatischen Konstitutionen (Liturgie, Kirche, Offenbarung).

Allerdings gilt es noch etwas zu beachten: „Zweifellos ist ein Dokument, das mehr Fragen stellt, als es Antworten gibt, ein *Novum* in der Konzilsgeschichte. Aber gerade eine Kirche, die offene Fragen zulässt und keine falschen

Sicherheiten vorspiegelt, ist heute glaubwürdig.“ (Lesebuch Konzil, Seite 215)

1.Hauptteil mit einer Einleitung: „Die Kirche und die Berufung des Menschen“ (1.Die Würde der menschlichen Person, 2.Die menschliche Gemeinschaft, 3.Das menschliche Schaffen in der Welt, 4.Die Aufgabe der Kirche in der Welt von heute – als Grundsatzkapitel und Bindeglied zum 2. Hauptteil).

2.Hauptteil zu „Wichtigen Einzelfragen“ (1. Förderung und Würde von Ehe und Familie, 2. Förderung des kulturellen Fortschrittes, 3. Das Wirtschaftsleben, 4. Das Leben der politischen Gemeinschaft, 5. Förderung des Friedens und Aufbau der Völkergemeinschaft).

Vorwort und Schlusswort formulieren Absicht und Stellenwert der Konstitution. Auffallend ist, dass jedes einzelne Kapitel den gleichen Aufbau aufweist: Nach einer Situationsbeschreibung folgt die Hervorhebung der Mehrdeutigkeit dieser Situation (Errungenschaft und Gefahr). Im ersten Hauptteil wird dann jeweils das Wort des Glaubens als Licht in der Situation und Orientierungsweg zu ihrer Bewältigung angeschlossen, im zweiten Hauptteil die Aufgaben und Möglichkeiten der Kirche in dem betreffenden Bereich. Die meisten Kapitel enden mit einer christologischen Zusammenfassung (Verknüpfung der Thematik mit Jesus Christus). (Lesebuch Konzil, Seite 214)

Wesentliche Grundaussagen und Weichenstellungen

Weil im *Lesebuch Konzil* eine sehr gute knappe Zusammenfassung geboten wird, zitiere ich diese.

„In *Gaudium et spes* wird eine dialogische Öffnung zur Moderne vollzogen und die Herausforderungen des wissenschaftlichen Fortschritts, der Globalisierung und Wandlungsdynamik moderner Gesellschaften aufgenommen. Aufgrund geistesgeschichtlicher Entwicklungen (Französische Revolution, Menschenrechte, Demokratie, Atheismus usw.) war die Kirche in die Defensive geraten. Die Kirche verstand sich lange Zeit als „Bollwerk“ gegen die Moderne. In all den

Rückzugsgefechten gegen die Welt hatten sich auch die Gläubigen von diesen abzusondern und auf das Jenseits zu orientieren: „Herr, lehre uns, das Irdische zu verachten und das Himmlische zu lieben!“ – so ein verbreitetes Gebet.

In *Gaudium et spes* kehrt sich die Kirche hin zur Welt und zum Heute. Das Konzil verzichtet auf die Wiederholung der bisherigen Verurteilungen der „Irrtümer der Zeit“ (Menschenrechte, Presse- und Religionsfreiheit usw.). Vielmehr ist es davon überzeugt, dass die großen geschichtlichen Entwicklungen und die sozialen Veränderungen mit der Verwirk-

lichung des Reiches Gottes zusammenhängen. Die Zeichen der Zeit im Lichte des Evangeliums zu deuten heißt, die Welt als einen Wahrheits-Ort zu verstehen. „Zeichen der Zeit“ meint nicht einfach alles, was sich zuträgt, sondern geschichtlich-politisch-sozial-kulturell-religiöse Aufbrüche, die dahingehend zu prüfen sind, ob und wie weit sie dem Geiste Jesu Christi entsprechen. Die Kirche nimmt erstmals einen Standort außer sich selbst ein: Sie will von der Welt lernen, in der der Geist Gottes am Werk sein kann. „Die Welt“ kann der Kirche helfen, die eigene Wahrheit tiefer zu begreifen.“ (Lesebuch Konzil, Seite 215f)

Wenn Du den Rundbrief Nr. 1/2013 noch hast, dann lies Dir bitte dort den Artikel „Wie schaute die Kirche vor dem Vat. II aus und warum schaute sie so aus?“ durch. Wenn Du Dir das vergegenwärtigst, dann wirst Du merken, welch einen entscheidenden Sicht- und Richtungswechsel die Konzilsväter mit Gaudium et spes vollzogen haben.

Die folgenden Ausführungen im *Lesebuch Konzil* unter dem Titel „Die Haltung der Kirchen gegenüber der Welt“ zeigen diesen Umschwung noch deutlicher.

„In Lumen gentium versteht sich die Kirche nicht mehr als Herrschaftsinstrument, sondern als Beziehungssakrament. In Gaudium et spes wird aus der belehrenden Kirche eine dienende und prophetische Kirche. Eine Kirche, die sich selbst zurücknimmt, bescheidener, demütiger, fragend, die Wahrheit suchend.“ (Lesebuch Konzil, Seite 216)

Die Kirche gibt damit weder die Wahrheit noch sich selbst auf, aber sie verlässt den Weg der selbstherrlichen Bevormundung, sie kehrt zum Beispiel Jesu zurück.

Die Kirche erkennt im Zur-Welt-Kommen, in der Mensch-Werdung Gottes ihre Aufgabe der Inkarnation in die Welt: *„Inkarnation ist ein zentrales Leitmotiv in Gaudium et spes. So wie Gott sich im inkarnierten Sohn der Welt zuwendet, muss auch die Kirche der Welt zugewandt sein: Die Kirche erfährt sich tief verbunden und solidarisch mit der Menschheit und ihrer Geschichte – insbesondere mit den Armen, Notleidenden und Opfern. Menschliche Solidarität als solche gründet letztlich in Jesus Christus.“ (Lesebuch Konzil, Seite 216f)*

Die Kirche steht nicht über oder neben der Welt, sondern mitten in der Welt als dem Bemühen um Gerechtigkeit und Frieden und der Achtung der Menschenrechte verpflichtete Beteiligte. Das war und ist eine riskante Entscheidung des Konzils und bedarf stets einer Überprüfung der Art und Weise, wie dies im Blick auf die Vorgaben Jesu geschehen kann.

Eine wesentliche Änderung betrifft die Sicht der eigenen kirchlichen Geschichte von Versagen und Schuld. Die Konzilsväter konnten sich dabei zwar dazu durchringen, u.a. etwa kirchliche Ursachen am Entstehen des Atheismus zuzugeben, wagten aber leider nicht den konsequenten Schritt zu einer umfassenden Entschuldigung für das Versagen und die Schuld auch der offiziellen Kirche als Institution, *„denn nicht wenige Konzilsväter sahen im Eingeständnis des eigenen Versagens ein gefährliches Zeichen der Schwäche, das Ansehen und Autorität der Kirche mindern würde.“ (Lesebuch Konzil, Seite 217)*

Das ist mir bekannt. Zum Jahresschluss bat ich einmal bei der Predigt um Vergebung für mein Versagen, meine Fehler und meine Schuld den Menschen meiner Pfarre gegenüber. Nach dem Gottesdienst sprach mich auf dem Kirchenplatz ein Mann an und sagte sehr ernst zu mir: „Das hättest du nicht tun sollen, denn damit verlierst du deine Autorität.“

Es ist zwar eine verkehrte Ansicht von Autorität, aber sie ist überall zu finden.

Das Zugeben von Versagen und Schuld ist außerdem gerade in einer Welt, die nur darauf wartet, jemanden verurteilen und an den Pranger stellen zu können, für niemanden einfach. Erst recht nicht für eine Institution, die sich im Laufe der Zeit ganz entgegen den Weisungen Jesu auf einen immer höheren Thron setzte und sich mit einem unfehlbaren Papst als „Oberlehrer“ für die ganze Welt selbst als „Haus voll Glorie“ sah.

Wer weit hinaufsteigt, der fällt dann eben weit herunter.

Erinnere Dich an die Entschuldigungsbitte von Papst Johannes Paul II. im Jahr 2000.

Vor allem Kardinäle der Kurie waren überhaupt strikt dagegen und der Papst entschuldigte sich nicht für Versagen und

Schuld der Institution Kirche, sondern lediglich ihrer „Schwarzen Schafe“.

Aber z. B. die Inquisition war keine Tätigkeit einiger schwarzer Schafe, sondern höchst persönlicher päpstlicher Auftrag und damit sehr wohl ein Versagen der Institution Kirche.

In Gaudium et spes weitet sich außerdem der Blick von der Kirche auf die ganze Menschheit, die als eine Familie gesehen wird.

„Alle Menschen sind Kinder Gottes, von Gott geschaffen und zur vollen endgültigen Gemeinschaft in und mit seiner Liebe berufen. Die Inkarnation und die universale Präsenz Gottes in der Welt ist auch hier ein wichtiges Grundmotiv: Der göttliche Logos ist in allen und in allem da. In der Menschwerdung hat sich der Sohn Gottes „gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt (...) der Heilige Geist bietet allen die Möglichkeit an, diesem österlichen Geheimnis in einer Gott bekannten Weise verbunden zu sein.“ (GS 22) Die Grundlage aller konkreten Ausführungen ist die in Gott gründende Würde der menschlichen Person. (Lesebuch Konzil, Seite 217f)

Im Einzelnen geht Gaudium et spes im 2. Teil dann auf wichtige Fragen ein: Die Würde von Ehe und Familie, die rechte Förderung des kulturellen Fortschritts, das wirtschaftlich-gesellschaftliche Leben, das Leben der politischen Gemeinschaften (Kirche und Staat) und der Friede und die Völkergemeinschaft.

Eine genauere Betrachtung der einzelnen Themen würde den Rahmen des Rundbriefes sprengen, daher verweise ich nur auf einige bedeutsame Punkte.

Die Würde von Ehe und Familie (Art. 47-52)

Die Konzilsväter weichen klar von der besonders seit dem Konzil von Trient bestehenden rein rechtlichen Sicht der Ehe als „Vertrag“ ab und betonen die Ehe als persönlichen „Bund“.

Die Ehegatten geben sich gegenseitig und den Kindern die Liebe Gottes weiter und sind *„gleichsam Interpreten dieser Liebe“ (Art. 50)*

Die vor allem seit Augustinus auch für die Ehe geltende Verbindung der Erotik mit der Erbsünde wurde vom Konzil nicht ausdrücklich

widerrufen, sondern übergangen. *„Nur: wo blieb in diesem Text die Entschuldigung der Kirche für all die Gewissensängste, die sie jahrhundertlang den Christen eingejagt hatte?“ (Pesch, Seite 337)*

Einen wesentlichen Schritt machte das Konzil in Bezug auf den Ehevollzug und die Zeugung von Nachkommenschaft. *„Bedeutsam ist: Die innere Ausrichtung auf Nachkommenschaft kommt nach dem Konzilstext der Ehe und der ehelichen Liebe als solcher zu, nicht dem einzelnen Ehevollzug.“ (Pesch, Seite 337)*

Das Konzil befürwortete die Familienplanung und erklärte dafür die Eltern als letztlich allein zuständig.

Der schließlich beschlossene Kompromisstext zeigt, dass es dabei offenbar nicht nur unüberbrückbare entgegengesetzte Standpunkte einer konkreten Beurteilung des „Wie“ der Familienplanung gab, sondern eine zusätzliche Blockade.

So schreibt dazu *Otto Hermann Pesch*: *„Aber wie gesagt, das Konzil hat sich hier einer weitergehenden Aussage enthalten – enthalten müssen, weil der Papst sich diese Frage zu weiteren Prüfung vorbehalten hatte.“ (Pesch, Seite 339)*

Die Antwort von Paul VI. erfolgte dann in der Enzyklika *Humanae vitae*, der sogenannten „Pillenenzyklika“, die zu einem weitgehenden Bruch zwischen den Vorgaben des Lehramtes und der bereits gängigen Praxis des Großteils der katholischen Eheleute führte.

Dadurch sind dann leider durchaus wegweisende Aussagen des Konzils und auch der Enzyklika selbst zur Gestaltung des Ehevollzugs untergegangen, statt in weitere ethische Diskussionen zu führen.

Die rechte Förderung des kulturellen Fortschritts (Art. 53 – 62)

In der Kultur bildet der Mensch seine vielfältigen geistigen und körperlichen Anlagen aus und entfaltet sie. Die Vielfalt der Kulturen ergibt sich in reichhaltiger Verschiedenheit aus der Geschichte und den sozialen Beziehungen.

Die Globalisierung bewirkt umfassende kulturelle Wandlungen, ein neues Lebensgefühl, neue Weisen des Handelns. Ein neuer

Humanismus entsteht. Mehr mitmenschliche Verantwortung wird wahrgenommen.

Die Schwierigkeiten und die Möglichkeiten zu deren Bewältigung werden angesprochen.

Einige Grundlinien zur rechten kulturellen Förderung werden aufgelistet: Der christliche Glaube, Meditation und Anbetung, das Wahrheitsethos, Solidarität, Wille zur Verbesserung der Lebensbedingungen u.a.

Kultur und Wissenschaft besitzen eine legitime Autonomie, also Meinungsfreiheit, Freiheit der Forschung, aber alles im Rahmen der sittlichen Ordnung. Der Mensch hat ein Recht auf wahrheitsgemäße Information.

Christen haben eine wichtige Aufgabe zur Gestaltung der Kultur, eine Zusammenarbeit zwischen der Theologie und den weltlichen Wissenschaften ist anzustreben.

Das gesellschaftlich-wirtschaftliche Leben (Art. 63 – 72)

Die Würde der Person und das Gemeinwohl bilden die Grundprinzipien, in allem ist auf den Menschen zu achten.

Der Fortschritt ist zu fördern, aber immer im Blick auf den Menschen und seine Bedürfnisse. Die Beseitigung der gravierenden Ungleichheiten in der Welt ist eine Forderung der Gerechtigkeit.

Jeder Mensch hat ein Recht auf Arbeit, aber auch nach seinen Möglichkeiten die Pflicht zur Arbeit. In Unternehmen ist die Mitverantwortung und Mitbeteiligung anzustreben.

Weil die Erdengüter für alle bestimmt sind, ist auf gerechte Eigentumsformen zu achten.

Weiters kommt der Text auf die sozialen Sicherheitssysteme, die Investitionen, das Währungssystem, das Privateigentum, den Großgrundbesitz und die Enteignung zu sprechen.

Schließlich wird darauf hingewiesen, dass die vorrangige Suche nach dem Reich Gottes die reine und starke Liebe zu allen Brüdern und Schwestern schenkt und mobilisiert.

Das Leben der politischen Gemeinschaften – Kirche und Staat (Art. 73 – 76)

Die Vorstellungen eines Pius IX. werden nicht nur nicht weitergeführt, sondern abgelegt.

Die Wahl der jeweiligen Regierungsform bleibt den Staatsbürgern überlassen.

Das Gemeinwohl ist dynamisch und daher wandelbar.

Bei Machtmissbrauch ist Widerstand gegen die Staatsgewalt „*innerhalb der Grenzen des Naturrechtes und des Evangeliums*“ (Art. 74,5) erlaubt.

Die Staatsform der Demokratie wird ausdrücklich gelobt. „*Der Konzilstext ist eine Absage an die katholische Staatsauffassung des 19. Jahrhunderts, die sich Staat wie Kirche nur hierarchisch strukturiert denken konnte, mit guter Nachbarschaft der Souveräne. Das Konzil bekräftigt daher auch, dass es unter Christen verschiedene politische Meinungen geben kann.*“ (Pesch, Seite 341)

Die Trennung von Kirche und Staat wird vom Konzil befürwortet. Die Kirche setzt ihre Hoffnung nicht auf Privilegien seitens des Staates, sondern verzichtet sogar auf wohlerworbene Rechte, „*wenn feststeht, dass durch deren Inanspruchnahme die Lauterkeit ihres Zeugnisses in Frage gestellt wird*“ (Art. 76,6). Wenn man sich allerdings mit dem Staat nach dem Konzil abgeschlossene Konkordate anschaut, merkt man, dass darin oft weder auf Privilegien noch auf wohlerworbene Rechte verzichtet wurde.

Maßgeblich ist für das Konzil die Feststellung: „*Der Mensch gehört nicht dem Staat. Auf dieser Linie beansprucht die Kirche ein Wächteramt. Und das mit Recht! Sie ‚bewacht‘ dabei nicht den Staat oder die Politiker wie eine Art Verfassungsgericht, aber sie ‚bewacht‘ die Menschen durch das warnende und kritische Wort, wenn das politische System in den unantastbaren Raum ihrer Menschenwürde einzudringen versucht. Und dies kann bekanntlich nur mit diktatorischer Gewalt geschehen.*“ (Pesch, Seite 342)

Der Friede und die Völkergemeinschaft (Art. 77 – 90)

Wichtig für eine entsprechende Beurteilung des Konzilstextes ist die Beachtung der Ausgangslage.

Es galt damals immer noch die Theorie vom gerechten (Verteidigungs-)Krieg, der durch die

Staatsführung erklärt und nur vom regulären Militär geführt wird, der kalkulierbar bleiben muss und durch den nicht das zu Schützende zerstört werden darf.

Dazu ist auch der Einsatz von Atomwaffen verantwortbar, wenn dadurch ein Krieg (vergleichbar wie in Hiroshima und Nagasaki) schneller beendet werden kann.

Otto Herman Pesch erwähnt dazu: *„Auf der Basis dieser Theorie hatten die deutschen Bischöfe immerhin noch 1956 in einem Hirtenbrief verlautbart, eine Wehrdienstverweigerung in einem solchermassen „gerechten“ Krieg sei für Katholiken ethisch nicht erlaubt.“ (!) (Pesch, Seite 344)*

Gleich zu Beginn des Konzils stand die Welt 1962 wegen der Kubakrise knapp vor einem Atomkrieg.

Die Drohung von Kennedy an Chruschtschow, auf Moskau Atombomben abzuwerfen, veranlasste diesen zum Rückzug der Schiffe vor Kuba. *„Kein Wunder, dass eine Reihe amerikanischer Bischöfe eine kirchenamtliche Verurteilung der Abschreckungsdoktrin angesichts dieses „Erfolges“ nicht hinnehmen wollten.“ (Pesch, Seite 344)*

Kurz vor seinem Tod gab Johannes XXIII. seine Enzyklika *Pacem in terris* heraus, in der er mit der Theorie des gerechten Krieges brach und damit auch die Diskussionen der Konzilsväter maßgeblich beeinflusste.

Das Konzil beschreibt den Frieden als stets neu zu erfüllende Aufgabe, anerkennt und lobt den grundsätzlichen Gewaltverzicht und betont, dass der Friede wesentlich ein *„Werk der Gerechtigkeit“* ist (Art. 78).

Die Abkehr von früherer Sicht wird deutlich: *„Es gibt kein Prinzip „Befehl ist Befehl“, und „höchste Anerkennung“ wird denen zuteil, die solchen Befehlen offenen Widerstand leisten... Schließlich wird eine gesetzliche Absicherung der Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen gefordert unter der Voraussetzung, dass die Verweigerer einen anderen Dienst an der Gemeinschaft übernehmen... Erst nach all diesen Klarstellungen spricht das Konzil – weil Kriege nun einmal nicht aus der Welt sind – vom Recht, nicht von der Pflicht zur Verteidigung gegen einen Angriff.“ (Pesch, Seite 345)*

Kardinal Alfredo Ottaviani ist uns nicht gerade als Lieferant zukunftsweisender Beiträge bekannt, aber der Art 82 verdankt ihm einen wesentlichen Impuls zur künftigen Vermeidung von Kriegen: eine neue Erziehung der Jugend und einen neuen Geist der öffentlichen Meinung, wozu die Erzieher und die Meinungsbildner eine schwere Pflicht hätten. Auch Papst Johannes Paul II. ist uns nicht als einer in Erinnerung, der die Beschlüsse des Vat. II konsequent ausgeführt und weitergedacht hätte, aber dass er bedingungslos für den Erhalt des Friedens und die Ächtung jeden Krieges eintrat, ist – unter anderen beim Golfkrieg – eindeutig erwiesen. Weder Bush noch Saddam Hussein kümmerten sich damals um die Bemühungen des Papstes. Die katastrophalen Folgen waren dann genau so, wie sie der Papst aufgezeigt hatte.

Die Welt hätte gut daran getan, auf die Aussagen des Konzils zu achten, aber *„die Aussagen des Konzils über die Ächtung des Krieges als eines Mittels der Politik stehen offensichtlich erst ganz am Anfang, ein wirksamer Beitrag zur „Erziehung des Menschengeschlechtes“ zu werden.“ (Pesch, Seite 348)*

Schlusswort (Art. 91 – 93)

Ganz anders als im früheren kirchenamtlichen Ton und Stil gewohnt waren bereits die bisherigen Aussagen und in derselben Art schließt die Pastoralkonstitution.

„Das Konzil legt abschließend noch einmal seine Absicht klar. Es will allen – ob sie an Gott glauben oder nicht – helfen a) ihre volle Berufung zu erkennen, b) die Welt entsprechend der Würde des Menschen zu gestalten, c) tiefe Geschwisterlichkeit zu erstreben und d) den dringenden Problemen unserer Zeit gerecht zu werden.“ (Lesebuch Konzil, Seite 290)

Das Konzil will kein autoritäres Gebieten von oben herab, sondern ein Helfen auf Augenhöhe und in geschwisterlicher Art.

In klarer Konsequenz dazu steht das Konzil zu einer dem ständigen Lernen verpflichteten Kirche mit ergänzungsbedürftigem Lehren und Handeln.

Helfen und Lernen erfolgen im Dialog, im Hören aufeinander und Sprechen miteinander. Den getrennten Kirchen und Gemeinschaften gilt kein Vorwurf und keine Verurteilung, sondern eine ehrliche Zuwendung: „Im Geist umarmen wir auch die Brüder, die noch nicht in voller Einheit mit uns leben, und ihre Gemeinschaften, mit denen wir aber im Bekenntnis des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und durch das Band der Liebe verbunden sind.“ (Art. 92)

Es kann nur der Wunsch der Christen sein, in großzügiger und wirksamer Weise den

Menschen zu dienen, denn „der Vater will, dass wir in allen Menschen Christus als Bruder sehen und lieben in Wort und Tat und so der Wahrheit Zeugnis geben und anderen das Geheimnis der Liebe des himmlischen Vaters mitteilen.“ (Art 93)

Gaudium et spes endet mit dem Lobpreis Gottes (Eph 3, 20f).

„Das Große, das Gott uns schenken will, übersteigt alles menschliche Tun und Sehnen. Aber kraft des Heiligen Geistes ist es in uns bereits am Wachsen.“ (Lesebuch Konzil, Seite 294)

Eine Würdigung der Konstitution Gaudium et spes

Otto Hermann Pesch beginnt sie so: „Wir haben schon festgestellt: Der Prozess ist das Ergebnis. In der Erarbeitung der Pastoral-konstitution **vollzog** sich die „Öffnung zur Welt“, die sich in ihr dokumentieren sollte und dokumentiert... Die Pastoral-konstitution ist das „gelungenste“ Dokument des Konzils.“ (Pesch, Seite 348)

Es gab auch bei der Erarbeitung dieses Dokumentes Interventionen, Schachzüge und Intrigen, aber das führte zu keinen Manipulationen am Text zugunsten verwässerter Aussagen.

In der Pastoral-konstitution wurde weniger als üblich aus anderen Dokumenten zitiert und festgelegt.

Man hat zu sich ändernden Gegebenheiten die Notwendigkeit ständiger Anpassung beachtet und weitere Stellungnahmen offen gelassen.

Wirkung zeigte der Stil des Textes auf den Stil kirchenamtlicher Verlautbarungen und päpstlicher Enzykliken. Er ist nachher nicht mehr der gewohnte abgehobene „Pontifikalstil“, auch wenn manche Rückfälle passiert sind.

Der offenere Stil ermöglichte nach dem Konzil auch eine unbefangene und sachbezogene Diskussion der anstehenden Probleme.

Es gehört oft mehr Mut dazu, seine Meinung zu ändern, als ihr treu zu bleiben

Dieser Satz von Friedrich Hebbel kann für eine ganze Reihe von Aussagen des Konzils gelten. Zu Beginn des Konzils trauten viele den meisten Konzilsvätern von vornherein diesen Mut nicht zu, waren sie doch mehrheitlich Kinder einer festgefahrenen klerikalen Kirche. Umso staunenswerter war es dann zu beobachten, wie sich die Wellen des Mutes von einzelnen herausragenden Persönlichkeiten ausbreiteten und schließlich in allen Konzilsdokumenten mehr oder weniger Meinungsänderungen neue Wege eröffneten.

Die Worte von Friedrich Hebbel gelten wohl uneingeschränkt auch für Dich und mich. Sie betreffen zuerst einmal uns selbst. So eine Änderung bedeutet ja immer, dass die bisherige Meinung teilweise oder ganz falsch

war. Das verletzt unseren Stolz und unsere Einbildung, dass ohnehin alles passt bei uns, dass wir Recht haben etc.

Die Änderung verlangt, dass wir Vertrautes, Gewohntes, bisweilen vieles Rechtfertigendes loslassen und uns ganz neu orientieren müssen. Der Verlust kann wehtun und die Begründung der neuen Meinung so manche Mühe erfordern.

Es gehört tatsächlich mehr Mut dazu, die eigene Meinung zu ändern, als bequem so weiterzumachen wie bisher.

Wie oft ist mir dies in der Seelsorge begegnet! Wie oft bin ich dabei gescheitert und habe es nicht geschafft, Menschen die nötige Ermutigung zu so einem Schritt zu geben und ihnen den Gewinn einsichtig zu machen.

Wie oft durfte ich aber auch Gott sei Dank erleben, welch eine Befreiung und Freude der vollzogene Schritt auslöste.

Aber nicht nur wir selbst sind vor und mit uns selbst bei so einer Änderung oft vor eine schwierige Aufgabe gestellt.

Wie oft sagten mir da Menschen auch, dass sie eine unbändige Angst davor hätten, dadurch von ihrer Umgebung als Umfaller, Verräter, Fahnenflüchtige und dergleichen angesehen, angegriffen oder ausgegrenzt zu werden und damit ihre Beheimatung zu verlieren.

Nicht alle schafften es sich so zu verhalten, wie ich es zufällig einmal bei einer Fernseh-sendung von Konrad Adenauer sah und hörte. Adenauer hatte im Parlament etwas gesagt, was zu seiner früheren Aussage im Widerspruch stand und wurde sofort massiv von der Opposition angegriffen.

Er blieb völlig ruhig sitzen, wartete eine Weile bis zum Verebben des Tumultes und sagte dann sehr betont: „Ich lasse mir von nieman-

dem, auch nicht von der Opposition verbieten, in einem Jahr klüger geworden zu sein!“

Zu beidem, dem Problem mit sich selbst und mit der Umgebung und dass es zu wenig ist, bloß eine Meinung zu ändern, fällt mir eine Begegnung mit einem Schwerkranken ein.

Der Mann war bereits dem Tod nahe, aber noch bei vollem Bewusstsein.

Weil ich Zwangsbeglückungen und Nötigungen – insbesondere religiöse – grundsätzlich ablehne, setzte ich mich zu ihm ans Bett und begann ein Gespräch. Dabei erzählte er mir, dass sein Leben nicht im Glauben und eher gegen die Kirche verlaufen war, dass er aber in der letzten Zeit immer mehr zur Erkenntnis gekommen sei, das Evangelium wäre der richtige Weg gewesen.

Als ich ihn daraufhin auf die Chance hinwies, die er nun nützen könne, und ihn bestärken wollte, dass auch jetzt noch eine Umkehr möglich, das Erlangen von Vergebung sinnvoll wäre und er sich doch darauf einlassen möge, schüttelte er den Kopf und sagte: „Nein, jetzt krieche ich auch nicht mehr zum Kreuz!“

Man muss nur bereit sein, Gottes Wege mitzugehen, dann ist alles voller Ziele und Verheißungen

Ein guter Freund schickte mir im Herbst eine schöne Ansichtskarte. Sie zeigt mit dem Blick auf das offene Meer einen Hafen voller Boote. Oben steht dieser Satz von Helmut Thielicke.

Helmut Thielicke war ein bekannter und bedeutender evangelischer Theologe und herausragender Prediger.

Er betätigte sich wie Dietrich Bonhoeffer in der bekennenden Kirche, musste eine beinahe tödliche langwierige Erkrankung bewältigen und hatte viele Schikanen durch die Nazis zu erdulden, ließ sich aber nicht einschüchtern und versuchte weiter seelsorglich und wissenschaftlich zu wirken, soweit es ihm möglich war. Nach dem Krieg engagierte er sich an verschiedenen Universitäten, entfaltete eine umfangreiche Vortragstätigkeit und bereiste nach seiner Emeritierung Länder auf fast allen Kontinenten.

Bild und Text auf der Ansichtskarte entsprechen auf diesem Hintergrund genau seinem Leben und seiner Einstellung.

Zum Bild und zum Text gebe ich Dir einmal keine Erklärungen – ich überlasse das Nachdenken dazu Dir selbst.

Einen Hafen voller Boote und den freien Blick auf das Meer oder einen See hast Du schon selbst erlebt oder kennst solche Fotos oder Bilder. Stell es Dir vor und nimm es als Sinnbild für Dein Leben. Dann erinnere Dich an verschiedene Stationen Deines Lebens mit den jeweiligen Einladungen oder Wegweisungen Gottes oder Begegnungen mit ihm auf dem einen und anderen Weg.

Schau, inwieweit Du eingestiegen bzw. mitgegangen bist und welche Erfahrungen Du dabei gemacht hast, welche Ziele Dir gezeigt, welche Verheißungen Dir gegeben wurden und was sich ereignet hat, wenn Du mitgegangen bist.

Du wirst staunen, was Du dabei entdeckst.

Ist es nicht schade, dass wir das alles so oft im Trubel des Alltags vergessen?

Wir sollten es uns immer wieder in Erinnerung rufen. Es ist eine gute Quelle für Dank und

Lobpreis – und eine immer neue Ermutigung zum Vertrauen und Mitgehen.

Mir fallen vor allem zwei entscheidende Ereignisse ein – mein Berufungserlebnis 1948 und der Beginn von Hilfsfonds und Leben-im-Geist-Seminaren 1979. Aus beiden hat sich ein Ziel nach dem anderen ergeben und eine Verheißung nach der anderen hat sich erfüllt.

Bei beiden Ereignissen hätte ich vorher nicht einmal zu träumen gewagt, dass so etwas jemals möglich oder gar wirklich werden könnte.

Doch zu diesen besonderen und folgenreichen Ereignissen gab es eine Vielzahl ganz unscheinbarer Hinweise bei allen möglichen Gelegenheiten, aber nicht weniger tiefer – keinen möchte ich missen.

Wahre Frömmigkeit besteht in der radikalen Entscheidung, das Gute zu tun

Ein für *Teresa von Avila* typisches Wort.

Mit dem Titel *„Impressionen aus dem Karmel“* haben die Schwestern der Karmelitinnenklöster in Österreich anlässlich des 500. Geburtstages von *Teresa von Avila* einen Jahreskalender 2015 mit vielen Bildern aus ihrem Leben und Texten von *Teresa* herausgegeben.

Weil diese Texte so tief und lebensnah zugleich sind, denke ich, dass sie auch für Dich und uns alle Anstöße zum Weiterdenken und Umsetzen im Alltag sein können.

Frömmigkeit besteht vor allem in der liebenden Beziehung zu Gott und im Tun des Guten.

„Wer Gott liebt, der liebt alles Gute, will alles Gute, fördert alles Gute, preist alles Gute, tut sich gern mit guten Menschen zusammen, verteidigt sie immer, umfasst alle Tugenden; er liebt nur Wahres und das, was es wert geliebt zu werden.“

Teresa war eine Mystikerin. Aus dieser Erfahrung konnte sie mit Überzeugung sagen: *„Gott ist so groß, dass er es wohl wert ist, dass wir ihn ein Leben lang suchen.“*

Aber ebenso war sie eine mit beiden Füßen auf dem Erdboden stehende nüchterne Praktikerin.

Durch beides wusste sie, worauf es in der Nachfolge Jesu ankommt.

So sehr sie bei und mit Gott zu leben versuchte, hätte sie wohl nie ein im Messbuch enthaltenes Kirchengebet so formuliert: *„Herr, gib, dass wir das Himmlische lieben und das Irdische verachten...!“*

Sie folgte da Jesus, der vor seinen Jüngern beim Anblick der blühenden Blumen in der Steppe ins Schwärmen geriet, und sagte: *„Mir*

nützte es, Felder oder Wasser oder Blumen zu sehen. In diesen Dingen fand ich eine Spur des Schöpfers, ich meine, sie weckten mich auf und sammelten mich und dienten mir als Buch.“

So habe ich das auch von Kindheit an erlebt. Ich bin meinen Eltern und allen dankbar, die mir dieses Buch Gottes Seite um Seite aufgeschlagen und mich zu staunen, zu verstehen und zu danken gelehrt haben.

Wenn ich es anderen aufschlagen und sie ins Staunen und Lobpreisen führen kann, bin ich glücklich.

Weil wir uns so leicht verunsichern lassen, sagte *Teresa*: *„Die wahre Sicherheit besteht darin, sich zu bemühen, auf dem Weg Gottes weit voranzukommen. Die Augen auf ihn! Und keine Angst, dass diese Sonne der Gerechtigkeit untergeht oder uns bei Nacht weitergehen lässt, wo wir uns verirren, es sei denn, wir verlassen ihn zuerst.“*

Aus eigener Erfahrung kannte sie die Trockenheit und scheinbare Gottferne und dennoch war sie überzeugt: *„Gott wird nicht müde werden zu geben, und seine Erbarmungen sind unerschöpflich. Werden auch wir nicht müde zu empfangen.“*

Aus dieser Überzeugung wusste sie andererseits, worauf es auf der menschlichen Seite ankommt: *„Für uns besteht die Hauptsache nur darin, dass wir uns ihm mit aller Entschiedenheit hingeben und hinwegräumen, was ihn hindern könnte, in uns hineinzulegen und aus uns herauszunehmen, was er will. Er schenkt uns sich nicht ganz, bis auch wir uns ganz ihm hingeben.“*

Und sie wusste auch, wer uns in unserem Beten, das uns oft so schwer fällt, am besten

begleiten kann: *„Wenn ihr zu beten beginnt, so schaut euch, da ihr allein seid, nach einer Gesellschaft um. Was ist da besser als die des Meisters selbst... Stellt euch den Herrn bei euch vor und schaut, mit welcher Liebe und Demut er euch belehrt! Glaubt mir, ohne einen so guten Freund sollt ihr euch nicht auf den Weg machen.“*

Und weiter: *„Der Herr weilt in unserem Innern. Sprecht mit ihm wie mit einem Vater, einem Bruder und einem Herrn, einmal auf diese, dann auf jene Weise; er wird euch schon beibringen, was ihr zu tun habt, um ihm zu gefallen.“*

Folgerichtig beschreibt Teresa dann das Ziel guten Betens – einfach bei IHM zu sein: *„Inneres Beten ist meiner Meinung nach nichts anderes als ein Verweilen bei einem Freund, mit dem wir oft allein zusammenkommen, einfach um bei ihm zu sein, weil wir wissen, dass er uns liebt.“*

Wiederum folgerichtig ergibt sich aus dieser Erfahrung des bedingungslosen Geliebtheits der zu gehende Weg: *„Für die Seele besteht der Fortschritt nicht darin, viel zu denken, sondern viel zu lieben. Wie wird man sich nun dieses Leben aneignen? Indem man sich dazu entschließt, für Gott zu handeln und zu leiden und zwar bei jeder Gelegenheit, die sich uns bietet.“*

Wenn wir uns da nun fragen, wann, wo und wie wir denn für Gott handeln und leiden könnten, brauchen wir nur im Matthäusevangelium im Kapitel 25 die Kriterien beim Weltgericht anzusehen, wo sich der Richter ganz mit den menschlichen Brüdern und Schwestern identifiziert.

Einen nicht im Kalender enthaltenen Satz von Teresa habe ich beim Glaubensseminar beim Vortrag über die Kirche stets betont: *„Je persönlicher ein christliches Innenleben mit Gott wird, desto deutlicher und personaler werden auch die Aufträge und Verwendungen in der Kirche, desto mehr erhalten sie einen sozialen Aspekt.“*

Und im Kalender steht der Satz: *„Ich bin überzeugt, dass unser Herr niemals eine große Gnade verleiht, ohne dass auch andere daran Anteil erhalten.“*

Dies ist meine lebenslange Erfahrung – teils bekam ich so Anteil an den Gnaden anderer,

teils konnten andere an den mir geschenkten Gnaden Anteil nehmen. Beschenkt werden und Weiterschenken ist die Selbstverständlichkeit unter Liebenden.

Alles beginnt mit der Sehnsucht – ein Thema zu dem ich schon sehr viel gesprochen und geschrieben habe. Auch die Begegnung mit dem Meister beginnt so: *„Wenn ihr nach ihm verlangt, so werdet ihr ihn finden, denn er achtet einen Blick von uns so hoch, dass er es seinerseits nicht fehlen lässt, sich von uns finden zu lassen.“* Eine unserer wichtigsten Aufgaben wäre es daher, in uns selbst diese Sehnsucht wach zu halten und sie in anderen zu wecken.

Viele sehr schmerzliche Enttäuschungen durch Menschen von frühester Kindheit an haben meinen Vater gelegentlich bei einer neuerlichen Enttäuschung sagen lassen: *„Franz, verlass dich auf niemanden, sonst bist du verlassen!“* Er war sicher kein Pessimist und ließ sich nicht von Argwohn und Misstrauen leiten, er wollte mich nur warnen vor einem leichtfertigen Vertrauen in Menschen. Dass er mit dieser Warnung Recht hatte, wirst wohl auch Du oft genug erfahren haben – an der eigenen Schwäche treu zu bleiben, wenn es schwierig oder gefährlich wird oder gar ums Ganze geht, und an der Schwäche anderer. Wie rasch fallen wir doch alle um!

Teresa kannte den Vertrauensverlust zu sich selbst und ebenso zu ihren Mitmenschen: *„Richtet die Augen auf den Gekreuzigten und alles wird euch leicht werden. Wenn ich seine (Gottes) Liebe, die er zu mir hatte, betrachtete, fasste ich wieder Mut, denn das Vertrauen auf seine Barmherzigkeit habe ich nie verloren, das auf mich aber oft.“*

Die Erfahrung der kompromisslosen Treue Jesu lässt uns auch die Enttäuschenden annehmen, ihnen gut bleiben und ihnen wieder aufhelfen, statt sie fallen zu lassen: *„Wer Jesus als Freund und hochherzigen Führer an seiner Seite hat, kann alle tragen, denn Jesus hilft uns und gibt uns Kraft. Er lässt keinen im Stich und ist ein wahrer und aufrichtiger Freund.“*

Wir sind allein unterwegs, wir dürfen uns einer verlässlichen Begleitung sicher sein: *„An*

*Jesus haben wir einen sehr guten Gefährten.
Nie sollten wir uns von ihm und seiner
heiligsten Mutter trennen.“*

So konnte Teresa mit Überzeugung sagen:
*„Nichts soll dich beunruhigen; nichts ängstige
dich. Alles erreicht der Geduldige. Und wer
Gott hat, dem fehlt nichts. Gott allein genügt.“*

Im Vorjahr hatte ich die Gelegenheit, mit einer
Gruppe einige Tage in Kastilien auf ihren

Spuren und auf den Spuren von Johannes vom
Kreuz unterwegs zu sein und dabei wieder
einiges von der Spiritualität dieser
großartigen Frau und ihres Begleiters besser
kennen zu lernen.

Heuer wird ihres 500. Geburtstages gedacht
und auch wenn bereits Jahrhunderte zwischen
ihr und uns liegen, hat sie uns immer noch
Wesentliches in Wort und Beispiel
mitzugeben.

Zeitlos Gültiges beherzigen und umsetzen

Zeitlos Gültiges haben uns Teresa von Jesus
und Johannes vom Kreuz mitzugeben, aber oft
sind es auch Menschen unserer Tage, deren
Gedanken und Worte uns tiefer und weiter
führen können. So bekam ich im Advent eine
ganze Reihe von überlegenswerten und
lebenswerten Texten. Zwei Texte, die nicht
nur für den Advent, sondern ebenso für die
Fasten- und Osterzeit und das ganze Jahr
gelten, gebe ich Dir weiter.

Da Herrgott is ja owag'stieg'n
und is' als Mensch gebor'n.
da sollt uns olle was dran lieg'n
daß ma anfangan vo ganz vorn.

Anfanga daß ma Mensch'n werd'n
dös is net leicht zum macha.
daß er weacha wird da harte Kern
und da Bunki durchibacha.

Zon Christkindsuacha im Advent
da brauchst vül Zeit und Ruah,
i wünsch da, daß d' zu dir sel'm find'st am End
und s Christkindl dazua.
(Aus „Christkindsuacha“)

Der zweite Text stammt von Pfarrer Roland
Breitenbach. Er hatte Anfang Oktober einen
Unfall mit dem Fahrrad, erlitt eine sehr
schwere Kopfverletzung und erholt sich nur
langsam. Nimm ihn bitte mit in Dein Beten.

Eine Quelle finden
in der Wüste des Lebens
und das Wasser der Klärung.
Die Quelle des Lebens.

Brot, Wein, Verständnis finden
in der Gleichgültigkeit der Umgebung
und ein Lachen der Erleichterung.
Das Brot des Lebens.

Einen Zugang finden
über den Abgrund der Zeit zu den Menschen
und einen Weg in die Zukunft.
Die Brücke zu den Menschen.

Gott, dich finden,
dir gleich werden an Erbarmen,
Mensch sein für die Menschen.

Das alles wünscht Dir Dein Bruder

Termine

Gottesdienste in Brunnenenthal: jeweils am 2. Freitag im Monat, im März noch um 19:00 Uhr,
ab April wieder um 19:30 Uhr

Fastenseminar: an den Fastensonntagen jeweils um 19:30 Uhr im Gemeindesaal
(Dorfplatz, gegenüber der Kirche)

Das Vat. II hat das gemeinsame Priestertum aller in der Kirche wieder bewusst gemacht.

Die bereits im 1. Jahrhundert beginnende Entwicklung zu einer Zweiteilung der Kirche in Kleriker und Laien, die nach und nach immer stärkere Klerikalisierung und Hierarchisierung der Kirche und gleichlaufend die Abwertung der Laien war wohl nicht im Sinne Jesu. Er wollte seine Kirche anders: Als eine unter ihm als Meister einander mit den Gaben des Geistes in Liebe dienende geschwisterliche Gemeinschaft. Paulus verwendete das Bild vom Leib, der durch das Zusammenwirken aller Organe seine Aufgaben erfüllen kann.

Als Gegenschlag gegen die Reformatoren verfestigte das Konzil von Trient die Stellung des amtlichen Weihepriestertums. Die einseitige Überhöhung der Stellung des geweihten Priesters bei gleichzeitiger Vernachlässigung des Priestertums aller in der Kirche führte zum Verlust vieler Talente, Charismen und Möglichkeiten in der Seelsorge.

Beim Fastenseminar geht es um das Kennenlernen des Priestertums aller und die Befähigung und Ermutigung es auszuüben.

22.2.: Die Berufung der Getauften: Könige, Priester und Propheten (1 Petr)

28.2.: Das wunderbare Licht, in dem wir leben – Gleichheit, Würde und Priestertum aller in der Kirche (1. Teil)

8.3.: Das Wunderbare Licht... (2. Teil)

15.3.: Ich will in deiner Mitte wohnen (Gottes Dienst an den Menschen – unser Dienst vor Gott)

22.3.: Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?

Dienstag, 17.3.: im Pfarrheim Andorf halte ich um 19:30 Uhr einen Vortrag zum Thema
„**Gott allein genügt! – Spiritualität und Leben der hl. Teresa von Avila**“.

Dank

Ein herzliches Vergelt's Gott allen, die mir zu meinem runden Geburtstag gratuliert haben, die zum Dankgottesdienst gekommen sind, die für mich gebetet haben. Danke für alle guten Worte und Wünsche sowie für die großzügigen Geschenke für den Hilfsfonds! Damit kann viel Gutes getan werden.

Reisen

Die beiden Reisen nach Sardinien und nach Island sind derzeit ausgebucht.
Für die Reise nach Sachsen / Dresden vom 22. – 29. 8. sind noch etliche Plätze frei.

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:

Pfarrbrunnenthal, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8

pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr.8

Verlagsort/Herstellungsort: 4786 Brunnenthal

Hersteller: Druckerei Himsl, 4780 Schärding

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Zulassungsnummer: GZ 02Z031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärding/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste

A- 4780 Schärding (Autriche) Taxe percue